

Arthur Schopenhauer – Von Weimar über Dresden nach Berlin

Goethe und Schopenhauer in Weimar, November 1813 bis Mai 1814

Nach seinen Universitätsstudien in Göttingen und Berlin vollendet Arthur Schopenhauer (1788–1860) im Sommer und Herbst 1813 in Rudolstadt seine Dissertation (Z 31. Dezember 1819, *Curriculum vitae*) und wird daraufhin in Abwesenheit von der philosophischen Fakultät der Universität Jena promoviert. (Z 2. Oktober 1813) Ein Exemplar seiner Dissertation „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ (Schopenhauer 1813) sendet Schopenhauer noch von Rudolstadt aus an Goethe (Hübscher 1937, 60). Am 4. November 1813 unterhält sich Goethe mit Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845) über die Schrift (Z 4. November 1813, Tgb.]; vgl. Z 4. November 1813, Riemer). Kurz darauf, am 6. November (Schopenhauer / Hübscher 1971, S. 29), verlässt Schopenhauer Rudolstadt und reist nach Weimar, wo er im Haus seiner Mutter wohnt. Da Goethe und Schopenhauer am 24. November über einander in Briefen an Dritte schreiben (Schopenhauer / Hübscher 1971, 28), hat Johanna Schopenhauers (1766–1838) Salonabend, bei dem Goethe den jungen Philosophen auf seine Dissertation anspricht (Z vor 24. November 1813, vgl. Z 1813/1814, Asher), vermutlich davor stattgefunden. Durch Goethes Tagebucheintrag gesichert ist ein abendlicher Be-

sich Schopenhauers am 29. November 1813 (WA III 5, 85.25). Schopenhauers eigener Darstellung zufolge hat Goethe umgehend begonnen, ihn in die Farbenlehre einzuführen und ihm dazu auch Gerätschaften zur Verfügung gestellt (Z 31. Dezember 1819, Curriculum vitae; vgl. Z 1813 / 1814, Lebenslauf, Z 1813 / 1814, an Eastlake], Z 1813 / 1814, an Frauenstädt). Am 8. Januar 1814 wird Schopenhauer zu gemeinsamen Experimenten eingeladen (Z 8. Januar 1814). Wenige Tage darauf (Z 13. Januar 1813, Tgb.] und Z 13. Januar 1814, Riemer) scheint Goethe Schopenhauer und Riemer Doppelbrechungsphänomene am Kalkspat gezeigt zu haben, für deren Deutung er Schopenhauer zuvor ein Manuskript eingehändigt hatte (Z 13. Januar 1814, Schopenhauer). In der folgenden Zeit vermerkt Goethe zwei weitere Begegnungen in seinem Tagebuch (26. Januar 1814, s. WA III 5, 94.7; 3. April 1814, s. WA III 5, 102.7).

Im Anschluss an einen heftigen Streit mit seiner Mutter, der zum endgültigen Bruch führt, verlässt Schopenhauer im Mai 1814 Weimar (Damm 1912, 112–113). Am 8. Mai 1814 schreibt Goethe in Schopenhauers Stammbuch die für diesen bedenkenswerten Verse:

„Willst du dich deines [Lebens] freuen,
So muß der Welt du Werth verleihen.

Weimar, d. 8. May 1814.

In Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.
Goethe“ (s. WA I 2, 230.153–154 und 349 [Apparat], wo dem Erstdruck zufolge „Werthes“ statt „Lebens“ steht; zu der Lesart nach Schopenhauers Stammbuch vgl. BA 1, 903).

Schopenhauer selbst zählt die Bekanntschaft mit Goethe zu den erfreulichsten und glücklichsten Ereignissen seines Lebens (Z 31. Dezember 1819, Curriculum vitae; vgl. Z 1813 / 1814, Lebenslauf).

Am 15. Mai 1814 sucht Schopenhauer Goethe noch einmal in Weimar auf (WA III 5, 107.12). Dann geht er nach Dresden.

Schopenhauer in Dresden und Italien, 1815 bis 1819

In Dresden beginnt Schopenhauer mit der Ausarbeitung seines philosophischen Systems. In enger Verbindung mit diese Studien entwickelt er eine Farbentheorie, in der Überzeugung, mit ihr einen Schlussstein auf Goethes Werk „Zur Farbenlehre“ zu setzen. Anfang Juli 1815 ist Schopenhauers Arbeit daran soweit gediehen, dass er das Manuskript an Goethe schickt, wofür er die ängstliche Besorgnis überwindet, mit der er sonst seine unveröffentlichten Texte hütet. Der Begleitbrief zu dieser Sendung ist nicht überliefert.

Goethe ist am 24. Mai 1815 zu einer Reise an Rhein, Main und Neckar aufgebrochen. Schopenhauers Sendung erreicht ihn während der vom 27. Mai bis zum 21. Juli 1815 dauernden Trink- und Badekur in Wiesbaden, in einer Zeit vielfältiger

„Erfahrungen und Zerstreuungen“ (Z 7. September 1815, an Schopenhauer), unter denen die Farbenlehre jedoch nicht völlig vergessen ist (Z 1. Juli 1815).

Mit der Übersendung des Manuskripts verbindet Schopenhauer die Hoffnung auf ein empfehlendes Geleitwort Goethes zu der von ihm angeregten Arbeit (vgl. Z 11. November 1815 und Z 23. Januar 1816). Zwei Monate verstreichen ohne die geringste Reaktion von Goethes Seite. Aus Schopenhauers mahnender Erinnerung sprechen Beunruhigung und gekränkter Stolz (Z 3. September 1815, Schopenhauer). Daraufhin bestätigt Goethe vorerst nur, das Manuskript „zu guter Stunde in Wiesbaden“ erhalten zu haben, wo er es „lesen, überdenken und [*sich an der*] Arbeit erfreuen konnte“ (Z 7. September 1815, an Schopenhauer). Letzteres darf bezweifelt werden. Wahrscheinlicher ist, dass er schon beim flüchtigen Durchgehen des Manuskripts auf die, wie er später an Thomas Johann Seebeck (1770–1831) schreibt, „Differenzen der Meinungen“ stieß und „damit nicht fertig werden“, d. h. sich nicht weiter damit auseinandersetzen konnte (vgl. Z 11. Mai 1816). Diese „Differenzen“, wie die Behauptungen eines bloß subjektiven Wesens der Farben (Schopenhauer 1816, 9) und einer möglichen „Herstellung des Weissen aus Farben“ (Schopenhauer 1816, 53), sind so grundsätzlich, dass Goethe Schopenhauer aus der Zahl der Schüler und Verehrer ins Lager der „Gegner“ versetzt (vgl. Z 19. Juli 1816, an Schultz). – Nachdem Goethe früher einmal bei gründlicher Lektüre von Texten eines Farbenlehre-Gegners (Pfaff 1812 und Pfaff 1812a) die ihn überkommene emotionale Erregung (vgl. Z 28. November 1812, an Seebeck] u. Z 28. November 1812, an Knebel) verspürt hat, ist er darauf bedacht, ähnliche Anlässe zu vermeiden. Zumal im Frühsommer 1815 in Wiesbaden will Goethe seine frohe, erwartungsvolle Stimmung nicht aufs Spiel setzen.

Als Goethe hinhaltend verspricht, nach seiner Ankunft in Weimar „Bemerkungen wie sie der Tag bringt und erlaubt“ zu senden (Z 7. September 1815, an Schopenhauer), lebt Schopenhauers Hoffnung auf Anerkennung und Förderung seiner Arbeit noch einmal auf. Er zögert nicht, mit der Freude des Entdeckers dem von den eigenen umfassenden Kenntnissen der Versuche mit Prismen überzeugten Goethe einen „Experimentalbeweis“ zur Herstellung von weißem Licht aus kompensativen Spektralbanden mitzuteilen (Z 16. September 1815) und sich damit einer Kernaussage der „Farbenlehre“ (Goethe 1810a, 208 [§ 556]; vgl. LA I 4, 170.30–171.3) entgegenzustellen. Daraufhin gesteht Goethe, dass er sich mit Ansichten, die seinen Überzeugungen widersprechen, weder auseinandersetzen will noch kann (Z 23. Oktober 1815). Den Vorschlag, Seebeck an seiner Stelle mit Schopenhauer diskutieren zu lassen, weist Schopenhauer mit aller Entschiedenheit zurück. (Z 11. November 1815)

In einer Briefbeilage (zu Z 16. November 1815, an Schopenhauer) äußert Goethe sich zumindest zum Problem der violetten Farbe, woraufhin Schopenhauer seine abweichende Meinung in einem nicht überlieferten Brief vom 3. Dezember 1815 (vgl. Z 23. Januar 1816) verteidigt. Die Auseinandersetzung schlägt sich im Druck seiner Farbentheorie in einer ausführlichen Anmerkung nieder (Schopenhauer 1816, 74–76).

Offenbar wünscht Goethe mit der Antwort auf diesen (verlorenen) Brief einerseits, die Verhandlungen über Schopenhauers Arbeit zu beenden, sich aber andererseits den kritischen Geist des jungen Philosophen für fernere Mitteilungen über Entwicklungen auf dem Gebiet der Farbenlehre nutzbar zu machen. Goethe informiert sich deshalb, während er sich vom 7. bis 14. Dezember 1815 in Jena aufhält, über die neueste Literatur zu Farben. Die Resultate fasst er im Entwurf eines Briefs an Schopenhauer zusammen (Z vor 14. Dezember 1815 u. M 026), der unausgeführt liegen bleibt.

Inzwischen gibt Schopenhauer endgültig die Hoffnung auf, von Goethe ein Urteil über die neue Theorie und ein Geleitwort für deren Publikation zu erhalten. Er hält seine Enttäuschung nicht zurück und unterlässt nicht, Goethe an dessen unerfülltes Versprechen (vgl. Z 7. September 1815, an Schopenhauer) zu erinnern. Schopenhauer teilt Goethe als „Abschluß dieser Verhandlungen“ seine von der Darstellung im Manuskript abweichenden Erkenntnisse über das binokulare Einfachsehen durch Abbildung des Objekts auf korrespondierenden Netzhautarealen beider Augen mit (Z 23. Januar 1816) und bittet – unter Versicherung seines unverbrüchlichen Einsatzes für Goethes Farbenlehre – um Rücksendung des Manuskripts.

Unter diesen Umständen verzichtet Goethe darauf, Schopenhauer weiter an sich zu binden. Er formuliert als Quintessenz seines Jenaer Aufenthalts Anfang Dezember 1815 einige Allgemeinplätze über die Möglichkeiten theoretischer Diskrepanzen zwischen im Grunde Gleichgesinnten und sendet das Manuskript am folgenden Tag zurück. (Z 28. Januar 1816)

Nach dem Empfang des Manuskripts beschließt Schopenhauer, die Schrift umzuarbeiten und auf den neusten Stand zu bringen. Da ihm Goethe von seinen Jenaer Literaturstudien geschrieben hatte (Z 28. Januar 1816), bittet Schopenhauer um Mitteilung der dabei ausgewerteten Arbeiten und eines früher erwähnten, von Seebeck zusammengestellten Verzeichnisses von „Gegnern“ der „Farbenlehre“ (Z 7. Februar 1816).

Goethe reagiert umgehend (Z 11. Februar 1816, an Schopenhauer) mit einigen Literaturnotizen und der Abschrift eines englischen Aufsatzes. Die Liste der Gegner kann er in seinen Unterlagen nicht mehr finden und ersucht Seebeck deshalb, ihm eine Abschrift zu senden (Z 11. Februar 1816, an Seebeck). – Die Rücksendung des Aufsatzes verbindet Schopenhauer mit dem Wunsch einer Erklärung der ihm bislang unbekanntem entoptischen Farben (Z 21. Februar 1816), die Goethe beiläufig in seinem Brief erwähnt hat (Z 11. Februar 1816, an Schopenhauer).

Die experimentelle Untersuchung der entoptischen Farben nimmt Goethe zu dieser Zeit so sehr in Anspruch, dass eine Antwort unterbleibt. Wenige Wochen später übersendet Schopenhauer seine inzwischen bei Johann Friedrich Hartknoch (1768 o. 1769–1819) in Leipzig erschienene Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben“ (Schopenhauer 1816). In seinem Begleitbrief verzichtet er ausdrücklich darauf, Goethe um dessen Urteil zu bitten (Z 4. Mai 1816). Goethe bestrachtet die Abhandlung an zwei Tagen (Z 9. Mai 1816, Tgb. u. Z 10. Mai

1816, Tgb.) und stellt fest, dass er sich mit ihr auch in der neuen Form nicht anfreunden kann. Er fordert deshalb Seebeck auf, sie zu lesen und ihm seine „Gedanken darüber“ mitzuteilen. (Z 11. Mai 1816)

Goethe meldet Schopenhauer erst einen Monat später den Empfang des „wohlgedachten Aufsatzes“ und belässt es beim Wunsch guter Fortschritte auf dem in eine andere Richtung verlaufenden Weg (Z 16. Juni 1816). Daraus entsteht das Bild von den Freunden, die sich voneinander verabschieden, um denselben Weg zukünftig in entgegengesetzten Richtungen zu beschreiten, das Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ für 1816 festhält (Z 31. Dezember 1816, Annalen). – Deutlicher erklärt sich Goethe gegenüber Christoph Ludwig Friedrich Schultz (1781–1834) (Z 19. Juli 1816, an Schultz), der inzwischen Schopenhauers Abhandlung über den Buchhandel erhalten hat (Z 6. Juli 1816): Er habe Schopenhauer seine „Farbenlehre“ vermittelt; dieser habe erst seinen Standpunkt geteilt und sei im Fortschreiten nun sein Gegner geworden (Z 19. Juli 1816, an Schultz).

Das ist nicht Goethes letztes Wort. Nachdem einer seiner Korrespondenten, der Bremer Philologe Karl Jakob Ludwig Iken (1789–1841), die Schrift seines Studienfreundes Schopenhauer als ein Zeichen für die Verbreitung der „Farbenlehre“ erwähnt hat, zählt Goethe Schopenhauer im Entwurf einer Übersicht der Rezeption seiner „Farbenlehre“ wieder zu seinen „Freunden“. (LA II 5B, M 43; vgl. Z 17. September 1817)

In Dresden bringt Schopenhauer in der schöpferischsten Phase seines Lebens sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ zu Papier. Noch vor der ersten Manuskriptlieferung an den Verleger Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823) (11. Juli 1818, vgl. Hübscher 1978, 36–37) sendet er Goethe den Handbuchbeitrag „Farben“ des Dresdner Mediziners Heinrich David August Ficinus (1782–1857), den Schopenhauer für seine (physiologische) Farbentheorie gewonnen hat (Z 23. Juni 1818). In Schopenhauers Sinn schreibt Ficinus:

„[...] daß wir einen Fehlgriff thun, wenn wir den hellen, dunkeln, grünen, rothen Zustand unsrer Augen den Objecten beilegen, welche ihn hervorbrachten, und auf die wir ihn nur beziehen sollen. Denn Farbe ist Zustand unsres Sinnes [...]“ (Ficinus / Pierer 1819, 20)

Wegen dieser Aussage kann Goethe dem Artikel nicht viel abgewinnen, obwohl Ficinus sonst dem didaktischen Teil seiner „Farbenlehre“ weitgehend folgt. Er sei „recht, löblich“, schreibt Goethe, doch „manches wäre dabei zu erinnern“ – und wie ein Stoßseufzer: „Wenn wir nur erst die Kontrovers los wären [...]“. (Z 9. August 1818, an Schopenhauer).

Schopenhauer begibt sich schon vor Abschluss des Drucks seines Hauptwerks am 23. September 1818 auf eine Reise nach Italien (Damm 1912, 137), die er im folgenden Jahr wegen des Bankrotts eines Danziger Handelshauses, bei dem ein Großteil seines Vermögens und des Vermögens von Mutter und Schwester angelegt ist, vorzeitig abbrechen muss. Auf der Rückreise nach Dresden, im Anschluss an einen Aufenthalt in Heidelberg, besucht er Goethe in Weimar (Z 20. August

1819, Tgb. u. Z 31. Dezember 1819, *Annalen*), der sich einer Mitteilung Adele Schopenhauers (1797–1849) an ihren Bruder zufolge (Z Februar 1819) inzwischen auch mit Schopenhauers philosophischem System beschäftigt hat. Bei dem Besuch zeigt Goethe Schopenhauer Experimente zu den entoptischen Farben. Die (komplementäre) Gegenfarbigkeit der Phänomene regt Schopenhauer aber zu keinen weiteren Überlegungen an.

Um „von einer gesicherten bürgerlichen Position aus“ auf weite Kreise wirken zu können (Damm 1912, 152), entschließt sich Schopenhauer, die Dozentenlaufbahn einzuschlagen. Recht günstig fallen die dazu aus Heidelberg von seinem Jugendfreund Ernst Anton Lewald (1790–1848) eingezogenen Erkundigungen aus (Lewald an Schopenhauer, 24. November 1819, in: Schopenhauer / Gebhardt 1929, 263). Diese Universität legt ihm auch sein früherer Lehrer Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) nahe (Blumenbach an Schopenhauer, 15. Dezember 1819, in: Schopenhauer / Gebhardt 1929, 276), der, von Schopenhauer deswegen befragt (Schopenhauer an Blumenbach, Dezember 1819, in: Schopenhauer / Gebhardt 1929, 265–267), die Göttinger Universität nicht für den Beginn einer akademischen Laufbahn empfehlen kann, da es dort über das vorhandene Lehrangebot hinaus keinen Bedarf an weiteren philosophischen Vorlesungen gibt. Die dritte Hochschule nach der sich Schopenhauer in einem in mehrfacher Hinsicht aufschlussreichen Brief bei dem Zoologen Martin Hinrich Lichtenstein (1780–1857) erkundigt, ist die ihm ebenfalls von seinem Studium bekannte Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität (Z nach 1. Dezember 1819). Auf die Nachricht, dass dort seit Georg Friedrich Wilhelm Hegels (1770–1831) Ankunft unter den Studenten das Interesse an philosophischen Studien zugenommen habe und dass auch die Vorlesungen mehrerer junger Privatdozenten gut besucht seien (Z 8. Dezember 1819), entscheidet sich Schopenhauer für Berlin.

Schopenhauer sendet daraufhin August Boeckh (1785–1867), dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität, sein Habilitationsgesuch (Z 31. Dezember 1819, an Phil. Fak.), seinen Lebenslauf (Z 31. Dezember 1819, *Curriculum vitae*) und die übrigen für die Einleitung eines Habilitationsverfahrens notwendigen Unterlagen. Schopenhauer bittet darum, sein geplantes wöchentlich sechsstündiges Privatkolleg über die „gesamte Philosophie“ schon vor Erbringung der noch ausstehenden Habilitationsleistungen in den Vorlesungskatalog für das nächste Semester aufzunehmen. Halten will er seine Vorträge eben zu der Zeit, „wo Herr Prof. Hegel sein Hauptkolloquium liest“ (Z 31. Dezember 1819, an Boeckh). Auf dem Beiblatt (Z 8.–11. Januar 1820) des im Januar 1820 unter den Fakultätsmitgliedern zirkulierenden Habilitationsgesuchs gibt Hegel sein Einverständnis, ohne sich zu dem anmaßenden Auftreten des bislang weitgehend Unbekannten zu äußern, das die anderen mehrheitlich anmerken und deshalb empfehlen, zumindest die gewünschte Ausnahme nicht zu genehmigen. Der Dekan Boeckh sendet die von Schopenhauer erhaltenen Unterlagen weiter an den Regierungsbevollmächtigten Christoph Ludwig Friedrich Schultz (1781–1834) als vorgesetzte Instanz und fragt wegen der Zulassung zur Habilitation und der Auf-

nahme der Vorlesungen in das Verzeichnis an. (Z 14. Januar 1820) Da dieser nichts einzuwenden hat (Z 15. Januar 1820, an Boeckh), wird Schopenhauer zur Habilitation zugelassen und nach einer besonderen Abstimmung innerhalb der Fakultät (Z 16. Januar – 3. Februar 1820) seine Vorlesung in den Lektionskatalog gesetzt. (Hegel / Hoffmeister 1956, 587–588) Auch hierzu erklärt Hegel ohne weiteres sein Einverständnis.

Boeckh teilt Schopenhauer die zu seinen Gunsten ausgefallenen Entscheidungen mit. Er fordert ihn auf, sich spätestens Mitte März in Berlin einzufinden, wo er ihm bei Gelegenheit eines Besuches die Einzelheiten über die geforderten Habilitationsleistungen mitteilen will. (Z 21. Januar 1820) Da Schopenhauer jedoch die ihm in Dresden verbleibende ruhige Zeit für eine sorgsame Vorbereitung nutzen will, bittet er dringend um baldige Information. (Z 31. Januar 1820) Diese Aufgabe überträgt Boeckh dem Philologen Friedrich Gotthilf Osann (1794–1858), einem Jugendfreund Schopenhauers aus der gemeinsamen Zeit am Weimarer Gymnasium, der sich kürzlich in Berlin habilitiert hat. Osann erteilt Schopenhauer die gewünschten Auskünfte und rät ihm, möglichst bald nach Berlin zu kommen. (Z Anfang Februar 1820) Wegen der Unsicherheit, ob die von ihm ausgearbeitete lateinische Rede den Ansprüchen genügen werde (Z 21. Februar 1820), kann Osann Schopenhauer beruhigen (Z 28. Februar 1820).

Schopenhauer in Berlin, 1820 bis 1822

Am 13. März 1820 verlässt Schopenhauer Dresden. (Damm 1912, 155) Wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin stellt er sich Hegel vor und bittet um Genehmigung des selbstgewählten Themas der Probevorlesung zur Erteilung der Lehrerlaubnis, die Hegel „mit der größten Bereitwilligkeit“ erteilt (Z 18. März 1820). Am 23. März 1820 (Damm 1912, 155) hält Schopenhauer die Probevorlesung „über die vier verschiedenen Arten der Ursachen“ (Schopenhauer / Mockrauer 1913, 5–24) vor der versammelten Philosophischen Fakultät. Hegel macht dabei einige Notizen zu Grundbegriffen wie „Motiv“, „Empfindung“, „Verstand“. (Z 23. März 1820, Hegel) Bei der anschließend mit Hegel darüber geführten „Aussprache“ (Diskussion) soll sich Schopenhauer mit Unterstützung seines früheren Lehrers Lichtenstein gegen einen Einwand Hegels durchgesetzt haben (Hegel / Hoffmeister 1956, 589–590), was ihm Hegel jedoch nicht nachträgt. Mit der Bestätigung des Protokolls stimmt Hegel der Erteilung der Lehrerlaubnis zu. (Z 23. März 1820, Phil. Fak.) – Hingegen heißt es von der für den Abschluss des Habilitationsverfahrens erforderlichen öffentlichen lateinischen Vorlesung, in der Schopenhauer über den Wert und die Bedeutung der Philosophie spricht, dass sie nicht nur eine allgemeine Kritik an der Philosophie seiner Zeit, sondern geradezu eine offene Fehdeerklärung an Hegel enthalten habe. (Damm 1912, 156; vgl. Hübscher 1937, 83) Eine Reaktion Hegels darauf ist nicht bekannt. Der Text dieses Vortrags

befindet sich nicht unter Schopenhauers überlieferten Vorlesungsmanuskripten. (Schopenhauer / Mockrauer 1913, XI [Anm.]

Schopenhauer liest vom 20. April bis 20. August 1820 über sein philosophisches System, und zwar, wie von ihm gewünscht, zu den Zeiten, in denen Hegel seine Hauptvorlesung hält. Obwohl Schopenhauers Vorlesung entgegen der Ankündigung nicht „privatim“, sondern öffentlich ist (Virmond 2010, 221 [1820ss126]), wird sie nur „von einer kleinen Hörschaft belegt“ (Schopenhauer / Mockrauer 1913, XI; vgl. Schubbe 2018, 16). Das Manuskript dieser einzigen von Schopenhauer gehaltenen Vorlesung ist überliefert und ediert (Schopenhauer / Mockrauer 1913 und Schopenhauer / Mockrauer 1913a). Schopenhauer kündigt vom Wintersemester 1820/21 bis zum Sommersemester 1822 regelmäßig und immer in der Zeit von Hegels Kollegien weitere Vorlesungen an (Schopenhauer / Mockrauer 1913, XII–XIII), die jedoch aus Mangel an Hörern nie zustande kommen.

Die zweite Italienreise und die verspätete Rückkehr, Mai 1822 bis Mai 1825

Am 21. August 1821 (Damm 1912, 169) kommt es zu einer Auseinandersetzung zwischen der bei derselben Wirtin wie Schopenhauer wohnenden ledigen Näherin Karoline Marquet (1777–1844) und dem sich von ihr in seiner Ruhe gestört fühlenden Philosophen. Der Vorfall wird von der Frau als Handgreiflichkeit zur Anzeige gebracht, ihre Klage jedoch am 1. März 1822 (Damm 1912, 172) in erster Instanz vom Hausvogteigericht als haltlos abgewiesen. Wenig später, am Tag des Semesterbeginns, erbittet Schopenhauer sich vom Kultusminister Urlaub zu einer Reise nach Italien zur „eigenen Belehrung, Erholung und Leibesbewegung“. (Z 15. April 1822, Schopenhauer) Obwohl Schopenhauer seine sechstündige Vorlesung über „Die Grundlehren der gesamten Philosophie“ angekündigt hat (Virmond 2011, 280 [1822ss115]), befürwortet C. L. F. Schultz als außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter den Antrag, weil seines Erachtens „gegen die beabsichtigte Reise des H. Dr. Schopenhauer kein Bedenken obwalten kann“. (Z 21. April 1822, Schultz) Mit einem auf ein Jahr ausgestellten Pass für eine Route über Nürnberg, Stuttgart, die Schweiz und Mailand nach Florenz und zurück über Venedig, Innsbruck und München nach Berlin (Z 27. April 1822) tritt Schopenhauer am 26. Mai 1822 seine Reise an (Hübscher 1937, 90). In Stuttgart nutzt er die Gelegenheit zum Studium der Gemäldesammlung der Brüder Sulpiz (1783–1854) und Melchior Boisserée (1786–1851). (Hübscher 1937, 90)

Am 17. August 1822 trifft Schopenhauer in Mailand ein und am 11. September 1822 in Florenz. (Hübscher 1937, 90) Dort erreicht ihn im Spätherbst eine gerichtliche Vorladung „in Sachen der unverehelichten Marquet wider ihn“. (Z 30. November 1822) Denn die Klägerin hatte inzwischen beim Kammergericht erfolgreich Berufung gegen das erste Urteil eingelegt. (Hübscher 1937, 89–90) Schopenhauer übergibt die Angelegenheit einem Rechtsvertreter und bleibt in

Florenz bis er nach mehreren Gesuchen (Z 26. April 1823) einen am 25. April 1823 ausgestellten neue Pass erhält. (Z 1. Mai 1823, Bunsen) Auf der Rückreise erkrankt Schopenhauer so schwer, dass er sich längere Zeit zuerst in München und ab September 1824 in Dresden erholen muss. Im Mai 1825 trifft er wieder in Berlin ein. (Hübscher 1937, 90–93)

Noch einmal in Berlin, 1825 bis 1831

Erst ein Jahr später zeigt Schopenhauer dem derzeitigen Dekan der Philosophischen Fakultät, Heinrich Ernst Toelken (1785–1864), seine Rückkehr an und bittet, im kommenden Wintersemester wieder Vorlesungen ankündigen zu dürfen. (Z 8. Mai 1826) Nach einer deshalb an den seit 1825 amtierenden außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten Ludolph von Beckedorff (1778–1858) gerichteten Anfrage (Z 18. Mai 1826) und dessen Zustimmung (Z 23. Mai 1826) lässt Schopenhauer die Anzeige durch den Pedell übermitteln (Z 31. Mai 1826). Auch die von da an bis zum Winter 1831/32 in jedem Semester – und immer in der Stunde von Hegels Hauptkolleg – angezeigten Vorlesungen kommen mangels einer Hörerschaft wieder nicht zustande.

Die freie Zeit nutzt Schopenhauer zum Studium. Die Lektüre von Pierre-Jean-Georges Cabanis' (1757–1808) „Rapports du physique et du moral de l'homme“ (Cabanis 1824) und von Jean Pierre Flourens' (1794–1867) „Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux“ (Flourens 1824) regt ihn zu weiterem Studium der Physiologie an (Hübscher 1937, 95). Daneben widmet er sich verschiedenen Übersetzungsarbeiten. Ansonsten zielen Schopenhauers fortgesetzte Studien im Wesentlichen auf die Erweiterung und Verbesserung der bereits veröffentlichten Werke, die jedoch wegen des geringen Absatzes in dieser Zeit noch keine neuen Auflagen erfordern. Schopenhauer muss sich eingestehen, dass es ihm bisher weder durch seine Schriften noch durch seine Lehrtätigkeit gelungen ist, das öffentliche Interesse an seiner Philosophie zu wecken.

Für das beste Mittel, sich bekannter zu machen und wieder in die wissenschaftliche Diskussion einzubringen, hält Schopenhauer die weitere Verbreitung seiner Theorie des Sehens und der Farben, zumal sie über ihren eigentlichen Gegenstand hinaus eine Einführung in wichtige Grundlagen seines Systems ist. Nach seinen früheren Erfahrungen mit Ficinus in Dresden, der inzwischen Schopenhauers Theorie in einem Buch verwendet hat (Ficinus 1828; vgl. Z 11. September 1827), und nach der Erwähnung seiner Farbentheorie in einer Übersicht der Fortschritte der Physiologie (Döllinger 1824, 19), meint Schopenhauer, unter Medizinern auf eine bereitwillige Aufnahme der Farbentheorie rechnen zu können. Da die separate Ausgabe der Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben“ (Schopenhauer 1816) diesen Kreis nicht erreicht hat, bietet Schopenhauer sie dem Leipziger Pathologen und Augenarzt Justus Radius (1797–1884) zur Veröffentlichung in der

von diesem seit 1826 herausgegebene Reihe „Scriptores ophthalmologici minores“ an (Z 14. März 1829). Für die dazu erforderliche lateinische Bearbeitung der Schrift hofft Schopenhauer zwar anfangs auf ein Honorar (Z 14. März 1829), verzichtet aber gern darauf, als er erfährt, dass die Reihe vorzugsweise für den Absatz im Ausland bestimmt ist (Z 31. März 1829).

Schopenhauer belässt es nicht bei einer bloßen Übersetzung, sondern er überarbeitet seine Theorie gründlich. Im Juni reicht er das Manuskript ein und weist Radius auf eine Reihe neuer oder inhaltlich verbesserter Bestandteile der Abhandlung hin. (Z 13. Juni 1829) Als Schopenhauer erfährt, dass der Druckbeginn auf den August 1829 verschoben wird, bittet er Radius um Rückgabe des Manuskripts zur weiteren Bearbeitung. (Z 21. Juni 1829) Schopenhauer sendet es Mitte August wieder an Radius, nun erweitert um ein „Additamentum physicum“, in dem Schopenhauer versucht, mit Hilfe seiner Farbentheorie Goethes Ansicht über die Entstehung der Farben durch Dispersion weißen Lichts bei der Brechung im Prisma zu erklären. (Z 16. August 1829) Radius meldet eine weitere Verzögerung des Druckes, und wegen der fehlenden Ankündigung im neuesten Messkatalog befürchtet Schopenhauer, das Erscheinen des Bandes mit seiner Abhandlung könnte auf das folgende Jahr verschoben worden sein. (Z 10. Oktober 1829, Schopenhauer) Schopenhauers Geduld wird weiter auf die Probe gestellt. Zwar ist der Band im Katalog für die Ostermesse angezeigt (Z 5. Juni 1830), aber erst Anfang Juni erhält Schopenhauer die Druckbogen, auf denen er nicht autorisierte Änderungen und eine ganze Reihe von Druckfehlern findet, die er in einem Korrekturverzeichnis notiert (Z 9. Juni 1830). Diese von Schopenhauer noch einmal ergänzte Liste (Z 12. Juni 1830) der „Menda typographica“, wird seinem Wunsch gemäß in den Band aufgenommen (Schopenhauer 1830, 218).

Nicht mehr geändert werden kann der von Radius ergänzte Namenszusatz „Berolinensi[s]“ auf dem Titelblatt, der Schopenhauer verärgert: „[...] ich bin kein Berliner und mag keiner seyn“. (Z 9. Juni 1830) – Alles an Berlin ist Schopenhauer verleidet: Stadt, Umgebung, Klima, die Bewohner, ihre Lebensweise und die sozialen Verhältnisse. (Hübscher 1937, 88) Bei seinem von der Choleraepidemie veranlassten Weggang aus Berlin im August 1831 (Damm 1912, 184) löst sich mit einer mehr als zehn Jahre im Geheimen unterhaltenen Liebesbeziehung zu einer jungen Schauspielerin seine letzte Bindung an die Stadt. (Schopenhauer / Hübscher 1971, 49–50)

Zu viele unangenehme Erfahrungen hat Schopenhauer in Berlin gemacht: Die getäuschte Hoffnung auf eine Laufbahn als Universitätslehrer; ein langwieriger und in letzter Instanz zu seinen Ungunsten entschiedener Rechtsstreit, dessen Urteil ihn über zwanzig Jahre zur Zahlung von „Alimentationsgelder“ an Karoline Marquet verpflichtet (Damm 1912, 168–175); eine verfehlte Kapitalanlage, die Schopenhauer fast die Hälfte seines gerade aus einem Bankrott geretteten Vermögens kostet (Schopenhauer / Hübscher 1971, 54), und ein abgelehnter Heiratsantrag (Schopenhauer / Hübscher 1971, 58–59).

Diese von Schopenhauer wohl als kränkend empfundenen Enttäuschungen konnten von dem spärlichen Gewinn, den er aus seinen wenigen Kontakten zu den Berliner Kreisen der Gebildeten zog, nicht aufgewogen werden. Nachhaltig beeinflusst hat ihn nur die Begegnung mit dem Mesmerianer Karl Christian Wolfart (1778–1832), durch den Schopenhauer, wie er Jahrzehnte später in einem Gespräch äußert, „in die Schlafsäle der Somnabulen und anderer Kranken eingeführt worden“ ist. (Schopenhauer / Hübscher 1971, 262) Schopenhauers Beziehungen zu Alexander von Humboldt (1769–1859) (Schopenhauer / Hübscher 1971, 57) und zu Adalbert von Chamisso (1781–1838) (Schopenhauer / Hübscher 1971, 60–61) waren weder eng noch tiefgründig. Für die Behauptung, dass er sich mit anderen Privatdozenten, die über philosophische Themen lasen, „leidlich zu stellen“ verstand (Damm 1912, 158), gibt es keinen Beleg.

Goethes Wunsch (Z 23. Oktober 1815), Schopenhauer „mit Seebeck in Rapport zu setzen“ (Z 16. November 1815, an Schopenhauer), kommt der Philosoph erst 1830 zur Zeit der lateinischen Bearbeitung seiner Farbentheorie nach (Z vor 31. Dezember 1830, vgl. Schopenhauer / Hübscher 1971, 60). Es ist nicht zu bezweifeln, dass Schopenhauer in der späteren Mitteilung an Charles Lock Eastlake (1793–1865) seinen Eindruck von dieser Begegnung korrekt wiedergibt, was auch immer Seebeck wirklich gesagt haben mag. Sie befestigt Schopenhauer in der Überzeugung, der einzige wahre und berechtigte Streiter für Goethes „Farbenlehre“ zu sein: „[I]ch trete die Kelter allein!“ (Z 7. Februar 1816, vgl. Z 4. Mai 1816)